

Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]

Autor(en): **Donny, Käthe**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 6

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635903>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Ich kann nicht weiter — die Polizei ist hinter mir her — sie wird mich ins Gefängnis werfen — mein armes Enkelkind —“

„Ins Gefängnis? Warum?“ fragte teilnahmsvoll Ibrahim. „Ach, warum — ich habe beim Fleischer ein Stück Fleisch gestohlen — für mein krankes Enkelkind — es muß kräftig werden — und ich habe nichts im Hause — kein Geld und keinen Bissen Brot — ich muß weiter — der Polizist ist hinter mir her.“

„Ganz still! Bleib hier!“ flüsterte hastig Ibrahim Hassan. „Hier hast du Geld für dein krankes Enkelkind — damit du nicht mehr stehen mußt — es ist schrecklich — bleib aber ruhig sitzen — ich werde dich schützen. Ich bin auch alt und gering gekleidet . . .“

Sie sahen den Polizisten kommen, er heftete scharf seine Blicke auf die beiden alten Männer. Da sprang Ibrahim Hassan, wie von Angst erfüllt, auf, sah sich erschreckt nach dem Polizisten um und begann so schnell zu rennen, wie ihn seine alten Füße tragen konnten.

Raum hatte der Polizist den eiligen Greis erblickt, als er zufrieden ausrief:

„Ach, da ist der Dieb! Warte, Freundchen, ich fasse dich schneller als dir lieb sein wird!“

Und nun rannte er aus Leibeskraft hinter Ibrahim Hassan her, der bald wieder langsam ging und sich den Schweiß von der Stirne wischte. Der Polizist packte ihn, als er herangekommen war, am Arm und sagte spöttisch:

„Nun, Alter, jetzt gehst du zum Schlächter und dann ins Gefängnis. Wir werden dich schon lehren, ehrlich zu sein.“

Ibrahim Hassan erwiderte zuerst kein Wort. Als er weit entfernt vom Park war, so daß der alte Mann nicht mehr gefaßt werden konnte, fragte er ganz ruhig den Mann des Gesetzes:

„Warum läßt du mich nicht los? Was habe ich dir getan?“

„Bei Allah!“ lachte der Polizist, „das ist mir mal eine Unschuldstaube! Weiß nicht, warum ich ihn beim Wickel habe! Ha, ha, da muß ich aber wirklich lachen . . .“

Inzwischen waren die beiden zu dem Schlächter gekommen, dem der Alte ein Stückchen Fleisch gestohlen hatte. Raum hatte der Meister den angeblichen Dieb gesehen, als er klagend rief:

„Wen bringst du mir da? Was soll ich mit dem Bettler? Er ist nicht der Dieb. Vielleicht hat er auch gestohlen — das Lumpenpack nährt sich doch nur von fremdem Eigentum — ins Gefängnis wird er sicher gehören — aber mich hat er nicht bestohlen — der Dieb war kleiner und noch ärmlischer.“

„Wie? Das ist nicht der Dieb?“ fragte bestürzt der Polizist. „Wer ist er denn?“

„Frag seine Großmutter!“ höhnte der Fleischer. „Vielleicht wird sie es dir sagen. Ich kenne ihn nicht.“

„Wer bist du?“ fragte barsch der Polizist den Verhafteten.

„Ich?“ entgegnete ganz unbefangen der Verhaftete, „ich heiße Ibrahim Hassan. Hier ist mein Paß!“

„Wie? Ibrahim Hassan? Der Millionär? Der Wohltäter?“ fragte sehr ehrerbietig der Schlächter. „Du bist Ibrahim Hassan? Ich habe von dir viel gehört — man erzählt hier von deinem Reichtum und deinen Wohltaten . . .“

„Warum ist dann der Herr fortgelaufen, als ich kam?“ fragte sehr bescheiden der Polizist.

„Fortgelaufen?! Wer sagt, daß ich fortgelaufen bin?! Ich bin schnell gegangen, weil ich sonst zu einer Verabredung zu spät gekommen wäre. Von dir bin ich aber nicht fortgelaufen . . . Wer will mir vorschreiben, ob ich schnell oder langsam gehen muß?“

Der Polizist sah die Richtigkeit dieser Worte ein und fragte sich verlegen den Kopf. Dann sagte er:

„Der Herr ist frei, und ich bitte ihn, mir zu verzeihen. Ich habe nur meine Pflicht getan.“

„Ich bin dir nicht böse!“ beruhigte ihn Ibrahim Hassan.

Der Meister aber fragte, als der Polizist gegangen war:

„Sagt mir, Ibrahim Hassan, war das vielleicht einer eurer berühmten Schelmenstreiche?“

„Ein Weiser fragt nicht, wenn er keine Antwort bekommen kann!“ erwiderte Ibrahim Hassan und ging dann seines Weges.

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

„Gut? Nicht gut? Das sind ja nur Worte. Keine Sache ist gut oder schlecht. Immer ist ihre Beurteilung abhängig von dem Menschen, der sie getan hat und von den seelischen Umständen, in denen er sich befunden hat. Sie meinen Becker?“

Sie senkte den Kopf. Er saß still und wartete. Er war wie ein Arzt, der die Krisis eines Patienten beobachtete. Es war nur Stille im Zimmer. Ganz verloren kam ab und zu ein Geräusch von der Straße, ein Nachtfalter flog herein, hing sich an die Lampe. Sein weicher brauner Leib war plötzlich ganz von Licht durchschienen. Man sah die feine Farbe von braun zu grau und ein wenig rostrot spielen. Die Beinchen von samtigen Haaren umschlossen. Man sah gleichsam durch den ganzen Körper hindurch.

Udda war zusammengescreckt, als der Falter taumelnd herangejurt war.

„Haben Sie Angst?“ sagte Geninde lächelnd, „soll ich ihn heraustun? Aber sehen Sie doch, Fräulein Udda, wie hübsch er ist, man muß ihn nur genau betrachten. Wenn das Licht ihn ganz erhellt, dann ist er nicht mehr plump und ungeschickt. Dann ist er ein Kunstwerk der Natur. Und wie alles Lebendige sehnt er sich nach dem Licht, nach der Helle. Ob Mensch oder Tier, ohne das Licht, auch im Seelischen, können wir auf die Dauer nicht existieren.“

Seine Blicke, ernst und doch nicht streng, lagen auf ihr. Sie fühlte wieder den starken Einfluß, der von diesem beseelten Gesicht, dieser etwas gramvollen Stimme zur ihr herüberfrönte. Wie hatte er doch gesagt? „Ueber uns alle bestimmt ein Sinn, den wir nur ahnen, aber nicht ergründen können.“

Sinnvoll war auch ihr alles auf einmal. Sie war töricht gewesen, sich allem diesem entgegenzustemmen. Ihre Furcht vor der Zeugenaussage, ihr Zorn gegen Mintheffer, das alles war nur an der Oberfläche gewesen. Darunter lag ihre Schuld an Becker. Wenn sie gegen Thomas Mintheffer feindlich geworden, wenn sie gegen Geninde aufbegehrt hatte, alles war nur Versuch, für eigenes Schuldbewußtsein andere verantwortlich zu machen. In allem lag Sinn. Geninde hatte wohl recht. Sogar dieser kleine Falter hier, der nun ganz still, wie erfüllt von Licht, an der milchigen Glocke der Lampe ruhte, er war nur Symbol. Man konnte nicht leben ohne Klarheit der Seele. Hier endlich konnte sie sprechen. Dieser Mann war durch vieles Leiden gütig geworden. Es war wie eine Beichte.

„Ich habe Ihnen damals nichts gesagt von Becker und mir, Herr Geninde, es war zwischen ihm und mir mehr. Ich habe ihn glauben gemacht, ich liebe ihn und wolle ihn heiraten. Ich weiß nicht, warum ich es getan habe. Es war nicht nur Spott, es war nicht nur, daß ich ihn quälen wollte. Ich wollte sehen, wie weit man einen Mann bringen konnte. Ich war damals noch sehr jung, und ich wußte noch nicht, was Leiden heißt. Aber mir war, als könnte ich es durch einen anderen Menschen erfahren.“

Sie schwieg. Es war doch schwerer alles zu sagen als sie glaubte.

„Nun, und?“ fragte Geninde, „sprechen Sie doch weiter, Fräulein Udda. Das erscheint Ihnen jetzt alles schrecklich grausam, nicht wahr? Aber Jugend ist immer grausam. Jugend ist grausam und Schönheit erst recht.“

Es war, als wäre eine wortlose Verständigung zwischen ihnen. Gerade hatte sie an Beckers Häßlichkeit gedacht.

„Es reizte mich so, zu sehen, wie ein Mensch wie Becker sein würde, wenn er außer sich geriete. Ich sagte ihm, daß wir uns verloben wollten. Ich sehe es noch heute vor mir, es war ein Abend, wir waren spazieren gegangen, weit hinaus nach Klaushof zu. Dunstig war es, gewittrig, es waren nicht mehr viele Menschen im Walde. Alle fürchteten den Regen. Da sagte ich es ihm. Oh, ich sehe noch sein Gesicht. Es war so fassungslos vor Glück und auf einmal nicht mehr so häßlich. In seinen Augen war etwas Irres vor Glück. Da erschrak ich. Und als er

Fortsetzung Seite 141

Am Fastnachtfreitag ist nicht viel los. Den Samstag über, den die Böhmen „Fuchsonntag“ nennen, sind die Knaben und Burschen der Ost- und Westschweiz beschäftigt, Holz für die Holzstöcke zu sammeln, die am Sonntag Invocavit oder Funkensonntag, (das ist der Sonntag nach der Fastnacht), als „Funken“ oder „Brandons“ von den Höhen der Boralpen und des Berner Juras flammen. Mit dem Rufe „Vey tyu d'päni! dé vey éfoud'!“ (vieur fonds de paniers, des vieur balais!) sammelt die Jugend von Delsberg Holz, Reisig und Strohbindel auf einen Karren, während die Buben Wülflingens bei Winterthur den Holzstoß für ihren „Böögg“, und diejenigen Herisau den ihrigen für die Verbrennung des „Gideo Hofenstoß“ herrichten. Pfliegte man die Höhenfeuer der Westschweiz, die „Brandons“, früher singend und fackelschwingend zu umkreisen, so ist erwiesen, daß auch die „Funken“-Feuer im Appenzellerland und St. Gallischen früher mit brennenden Fackeln umschritten wurden. Und wie seltsam ist die Tatsache, daß an einem Orte im Jura sich die ganze Dorfeinwohnerschaft bis vor kurzem um einen großen Stein sammelte, auf dem die „Brandons“ angezündet wurden, und der mit den schalenförmigen Vertiefungen und Zeichen jener vorgeschichtlichen Völker bedeckt war, deren Kultur und seltsamen Schriftäuserungen auf diesen in der ganzen Schweiz und ganzen Welt verbreiteten sog. Schalensteinen wir nicht kennen. Hat sich die Begrüßung der erwachenden Sonne, des Frühlings, mit dem läuternden Feuer und den die Winterdämonen vertreibenden Flammen, von der Vorzeit bis auf unsere Tage überliefert?

Am Funkensonntagabend flogen, von den Burschen von Hügeln herab geschleuderte, für ihre Mädchen bestimmte, glühend gemachte Holzscheiben ins Tal und beschrieben feurige Kreise in der Luft. Das war ein Freudentag in den Alpen und im ganzen Mittelland. Weit bis an den Rhein hinab flogen die glühenden Scheiben in dieser Nacht. Heute sind es nur noch die Knaben von Untervaz und Danis-Tavanasa (im Bündner Oberland) und Wangs im Seetal, die diesen schönen Kultbrauch fortführen.

Am Montag nach Invocavit, dem sog. „Blochmontag“, führen dann noch die Buben der Dörfer Hundwil, Waldstatt und Urnäsch im Appenzellerland abwechselungsweise den „Bloch“, einen langen Tannenstamm, nach Herisau hinab, ein Brauch, der vielleicht nur noch mit dem Umzug der Hirsmonntagstanne in Amsoldingen bei Thun verglichen werden kann, und beide erinnern ja an die Feste der Waldarbeiter in früheren Zeiten, die nach beendigtem Holzschlag den einkassierten Lohn bei einem fröhlichen Fest im Dorfe zum größten Teile verlaten.

Viel später feiern dann noch alljährlich die Zürcher Zünfte die Verbrennung ihres „Böögg“ und die Ermatinger im Thurgau am Sonntag Vätare in Zeitunterbrüchen von mehreren Jahren ihren auf das Mittelalter zurückführenden Fischerumzug, die „Groppensaftnacht“, während die Basler die einfallreichste und schönste Fastnacht schon in der Fastnachtswoche gefeiert haben. So klingt vom Rhein zur Rhone und vom Bodensee zum Jura hin der Ruf nach freudvoll und verlebter Fastnachtszeit, und ein gültig Geschick möge die alten, vergessenen, so schönen Fastnachtsgebräuche durch die aufopferungsbereite Arbeit verständnisvoller Menschen zu neuem Leben erwecken.

Dr. Fritz C. Moser.

(Schicksal in 10 Minuten, Fortsetzung.)

mich küssen wollte, zum erstenmale, da konnte ich nicht. Ich schrie auf, ich wehrte mich. Ich stemmte mich gegen ihn. Ich schrie ihm meine Abscheu ins Gesicht. Da war kein Hohn in mir und nichts Spielerisches, weiß Gott. Es war auf einmal eine plötzliche Furcht vor dem entstellten Menschen.“

Sie sprach hastiger, abgerissen. Sie hatte die Hände vor das Gesicht gelegt. Die ganze Erinnerung schien wieder aufzuwachen.

„Wie kann ich das Gesicht vergessen“, sagte sie leise, wie gehezt, „es war wunderbar. Erst das Glück in den Augen und dann das Entsetzen und die Verzweiflung. Und etwas Grauenhaftes wie Haß. Er sagte gar nichts. Er stöhnte nur auf. Und dann lief er vor mir davon durch den Wald. Ich sehe ihn noch zwischen den Bäumen im Nebel dahinflaufen. Ich stand wie gelähmt. Ich konnte das Stöhnen und die Augen gar nicht vergessen, bis der Regen kam und ich auch flüchtete. Becker ver-

schwand dann aus der Gegend. Aber in mir blieb er. Ich kam nicht mehr zur Ruhe. Ich sah ihn immer vor mir — so verzweifelt. Ich hörte dann, er hätte sein Medizinstudium aufgegeben. Mir war, als hätte ich auch daran schuld. Als hätte ich ihm den Mut zu allem genommen.

Nach einiger Zeit bekam ich plötzlich einen Brief von ihm. Er flehte mich an, ihm noch einmal eine Aussprache zu bewilligen. Er wäre für ein paar Tage zurückgekehrt — um meinerwillen. Ich schrieb ihm, ich würde kommen. Dicht vor dem Stellbuchein kehrte ich um. Ich konnte, konnte nicht.“

Abbas Gesicht spiegelte die Verwirrung, das Entsetzen von damals ungeheuer gegenwärtig wider. Noch jetzt bebte sie in der Erinnerung an den Zwiespalt zwischen Mitleid und Abscheu. Geninde sah es deutlich.

„Und dann“, endete sie leise, „kam er mir erst wieder in die Erinnerung durch die Mordgeschichte. Aber wenn ich es mir jetzt überlege, stimmt das alles so gar nicht. Er ist immer in meiner Erinnerung gewesen. Er hat mir keine Ruhe gelassen. Immer, wenn sich ein Mann mir nähern wollte, mußte ich an Beckers Gesicht denken. Jabrelang hat mich das von allem abgetrennt. Daß ich bis jetzt nicht geheiratet habe, lag wohl mit daran. So klar habe ich das natürlich nicht empfunden wie jetzt in dem Augenblick, da ich es Ihnen erzähle. Allmählich verblaßte ja auch die Erinnerung in mir. Und jetzt —“

Sie zögerte.

„Jetzt, als Thomas Mintheffer kam“, setzte Geninde ruhig Abbass Rede fort, „da war es auf einmal freier in Ihnen, nicht wahr?“

„Ja“, sagte das Mädchen leise, „da schien alles vergessen. Thomas hat eine so lebensvolle Art. Bei ihm denkt man nicht zurück, sondern vorwärts. Aber nun kann ich auch das nicht mehr.“

„Sie werden es wieder können, Abba. Das scheint Ihnen jetzt nur so. Wir sind jetzt alle in die Sache Becker so verstrickt.“

„Ja, und als ich von Beckers Tat las, kam auf einmal ein Gefühl über mich, als wäre ich an alledem schuld.“

„Sie meinen, daß Becker durch die Enttäuschung an Ihnen sich an den Frauen rächen wollte?“

Abba nickte:

„Ich fürchte es.“

„Diese psychologische Folgerung ist nicht abwegig, aber Becker beteuert ja nach wie vor seine Unschuld.“

„Was mich nicht freispricht. Irgendwie ist Becker durch das Erlebnis mit mir verpfuscht worden.“

„Man kann nicht alles von einem einzigen Erlebnis aus sehen, Fräulein Abba. Selbst angenommen, daß Becker durch diese Enttäuschung aus der Bahn geschleudert worden wäre, so lag doch ein Unvermögen bei ihm vor. Eine Kraftlosigkeit. Ein anderer Mensch wäre auch darüber hinweggekommen. Sie dürfen sich über Ihren Schuldanteil keine allzu großen Vorwürfe machen.“

„Jetzt erst, wo ich Ihnen das gestanden habe, ist mir klar, welch großen Kummer mir das alles bereitet hat, Herr Geninde. Ich gäbe viel darum, ich könnte das alles ungeschehen machen.“

„Ungeschehen kann man nichts machen, Fräulein Abba. Aber das Schlimmste ist fruchtlose Reue.“

„Gibt es denn Reue, die fruchtbar ist? Dann sagen Sie es mir doch.“

Geninde lächelte. Es war ein schwermütiges Lächeln, wie sie das sagte mit einem so tiefen Vertrauen.

„Natürlich kann auch Reue fruchtbar sein, Fräulein Abba. Was man an Vergangenenem Gutes veräumt, in der Gegenwart tun. Da ist zum Beispiel Mintheffer.“

„Ich war häßlich zu ihm“, sagte Abba Hierzul beschränkt, „ich war so verzweifelt, daß ich hier ausagen sollte. Und ich habe Furcht davor, richtig Furcht, Becker zu sehen. Ich wollte, es brauchte nicht zu sein.“

„Und doch muß es sein, Fräulein Abba. Nehmen Sie es als einen Teil dieser fruchtbaren Reue, daß Sie für Becker ausagen.“

„Noch einmal alles heraufholen?“ fragte Sie leise.

Er antwortete stark:

„Ja, alles ans Licht holen. Keinen Rest mehr lassen von Furcht, von Scham, von Schuld. Sehen Sie der Sache Becker noch einmal richtig ins Gesicht. Bildlich und wörtlich. Dann werden Sie damit fertig. Und dann können Sie wieder vorwärts gehen.“

„Vorwärts? Wohin?“

„Sie wissen ja, Fräulein Adda. Thomas wartet auf Sie. Der Gedanke, daß er Sie gefunden hat, ist geradezu ein Glück für mich. Wissen Sie, daß Thomas meine verstorbene Frau einmal sehr geliebt hat?“

„Sie wissen das auch? Und sind dennoch mit Thomas befreundet?“

„Fräulein Adda, man muß auch lernen zu ertragen, daß ein Mensch, den man selbst liebt, von anderen geliebt wird.“

„Schwer muß das sein“, flüsterte das Mädchen, „ich könnte das nicht.“

„Ich habe es auch nicht gekonnt, Fräulein Adda. Ich habe es erst gelernt. Freilich, es muß nur so sauber und klar sein wie das zwischen Minthoffer, Annette und mir war.“

„Aber es bleibt doch Schmerz.“

„Auch Schmerz lernt man ertragen, wenn er nur rein ist. Und nicht vergiftet durch Häßliches. Und nicht entstellt durch Schmutziges.“

„Wissen Sie, daß ich häßlich von Thomas dachte? Ich muß Ihnen alles sagen, damit es frei wird in mir. Ich glaubte, es ginge Thomas auch in diesen ganzen Dingen nur noch um die Frau, die er liebte.“

„Um meine Frau. Das wollten Sie mir noch sagen? Freilich ging es in Thomas um Annette, aber in einem höheren Sinne. In ihrem Andenken handelte er für mich und für den Versuch, das Recht zu finden. Dem muß man alles opfern, Fräulein Adda. Aber daß er Sie darum verlieren sollte, ich glaube, das ist zu schwer für ihn, und wieder ungerecht von Ihnen. Ich darf Ihnen das sagen?“

Adda stand auf. Sie streckte über Annettes Bild hinweg Geninde die Hand entgegen:

„Sie dürfen mir alles sagen.“

„Und nun werden Sie ruhig sein und sich auch vor morgen nicht fürchten?“

Sie schüttelte den Kopf:

„Sie helfen mir ja.“

* * *

10. Kapitel.

Die Scheiben des Schwurgerichtssaales waren milchig trübe. Man ahnte förmlich, wie die Nebelwand von außen herandrückte. Wenn die Tür zu dem großen steinernen Korridor aufging, quoll eine Woge von Feuchte und Kühle herein. Der modrige Geruch vom Stadtgraben her haftete in den Kleidern der Zuhörer. Die Bänke waren voller Menschen. Aus den feuchten Kleidern stieg Dunst, vermählte sich mit der melancholischen Atmosphäre des Schwurgerichtssaales.

Staatsanwalt von Gruber schien der einzige, der nach der langstündigen Verhandlung noch frisch schien. Sein braunes schmales Gesicht hatte noch nichts von den Müdigkeitsschatten, die auf den anderen lagen.

Die Vernehmung der Zeugen nahm Stunde auf Stunde dieses zweiten Verhandlungstages in Anspruch.

Im Zuschauerraum war Flüstern.

Landgerichtsdirektor Reinow klopfte mit seinem Bleistift auf:

„Ich bitte um Ruhe“, sagte er scharf, „Justizwachtmeister, den Zeugen Karl Lehmann.“

Der Name fuhr wie ein Signal in die ermüdete Menschenmenge. Wie auf einen Ruck fuhren alle Köpfe zur Tür herum. Lehmanns Name ließ sogar Becker aus seiner Apathie erwachen. Lehmann? Lehmann? Wer war denn das nun wieder? War

das etwa der Stiefvater von dem kleinen Mädchen, das damals in die Ober gehen wollte? War das etwa der unerwartete Zeuge, von dem Rechtsanwalt Geninde gesprochen?

Geninde nickte Becker ermutigend zu:

„Ich hab's Ihnen ja gesagt, Becker“, sagte er halblaut.

„Warten Sie nur. Und passen Sie gut auf. Jetzt müssen Sie mitarbeiten. Von Ihrem Scharfsinn hängt viel ab. Sehr viel.“

Die Menschenmasse des Saales war nur noch ein Auge. Sah nur Karl Lehmann. Er schob sich zwischen den Bewachungsbeamten vorwärts. Das grobe Gesicht war in die breiten vorgestreckten Schultern hineingezogen.

Becker blinzelte aus seinen trüben Augen angestrengt zu Lehmann. Er begegnete einem höhnischen Blick. Reinow las die Personalien vor; es stimmte alles, auch die Vorstrafe wegen Rohheitsdeliktes in der Trunkenheit.

„Also, Zeuge Lehmann, nun erzählen Sie uns mal, warum Sie die Akten Becker haben entwendet lassen. Sie haben bisher geschwiegen. Sie haben immer behauptet, auf die Verhandlung warten zu wollen. Nun ist die Verhandlung. Also? Sie werden Ihren Eid abzulegen haben. Auf die Bedeutung des Eides brauche ich Sie wohl nicht hinzuweisen? Nein? Also, heben Sie die Hand und sprechen Sie mir nach —“

„Ich beantrage, den Zeugen unverdächtig zu lassen“, warf Geninde ein.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Wirtschaftsartikel.

Wir sind wegen unserer Betrachtung „Allerhand Planmäßigkeiten“ in Nr. 2 der „Berne Woche“, die sich mit der Zementindustrie beschäftigte, zurecht gewiesen worden. Es gebe keinen Zementtrust, sondern nur ein Kartell. Die „Tat“ Duttwillers braucht zwar den Ausdruck „Trust“ ebenso wie wir, und im Volk sind Preisabredungsverbände, die von Verbänden wegen ganze Werke still legen, die einen verlustreichen Kampf führen um Außenseiter zu erledigen, die besiegte Außenseiter zur Liquidation zwingen und nach beendigtem Kampfe . . . trotz Baukrise und demzufolge natürlichen Preisdruckes, die Preise heraufsetzen, ein und daselbe, ob sie sich nun als Trusts oder als Kartelle konstituieren. Daß man sich als Angegriffener über solche Unterscheidungsfehler ärgert, verstehen wir. Aber die Zementherren werden zugeben, daß im Volk das Wesentliche erfaßt wird, wenn es den Effekt, und nicht die Namensform wertet und den Sammelnamen Trust auch auf Kartelle anwendet.

Es geht uns im übrigen darum, die werdende Neugestaltung der Wirtschaft in ihrem Ringen zu verfolgen, das bald auf privatwirtschaftlichem, bald auf staatlichem Boden erfreuliche und weniger erfreuliche, gelungene und weniger gelungene Ergebnisse zeitigt, wie unsere dauernden Leser dies feststellen können.

In diesem Zusammenhang sei eine kurze Betrachtung der neuen Wirtschaftsartikel, die Bundesverfassungsartikel werden sollen, erlaubt. Je nachdem diese Artikel endgültige Gestalt erlangen, kann auch das Zementkartell von der „Gefahr neuer Außenseiter“, (oder die Außenseiter vor der Verschlung, ihre Kapitalien in verlorene Konkurrenzwerke zu stecken), gesichert werden.

Nachdem in Artikel 31 die Handels- und Gewerbe-freiheit neuerdings gewährleistet und nur Vorschriften, die aber diese Freiheit nicht beeinträchtigen dürfen, vorbehalten werden, soll ein neuer Artikel 32 erlauben, im Rahmen der dauernden Interessen einer gesunden Gesamtwirtschaft, Maßnahmen zu ergreifen zur Förderung von Gewerbe, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr. „Unter Wahrung der Gesamtinteressen“ kann der Bund Vorschriften erlassen, „ohne an die Schranken der Landes- und Gewerbefreiheit gebunden zu sein“.